

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 6 (1964)
Artikel: Traum und Wirklichkeit
Autor: Jehli, Johann Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am 28. Dezember 1963 kann in Waltensburg, wo er seit etlichen Jahren lebt, Johann Jakob Jehli seinen 85. Geburtstag feiern. Nach mancherlei Lebensstationen und Überwindung etlicher Fährnisse wandte er sich der Schriftstellerei zu, die seinen Namen in Deutschbünden bekannt machte. Aber ein Auswärtiger war es, Albin Zollinger, der als erster schon vor langem Jehli als «Volksdichter der besten Art» bezeichnete und ihm hohes Lob spendete. Wir freuen uns, die nachfolgenden Skizzen aus Anlaß des bevorstehenden Wiegenfestes des Jubilars unsern Lesern vorlegen zu können, und wünschen J. J. Jehli noch manche Jahre reifen Schaffens.

Traum und Wirklichkeit

Skizzen von Johann Jakob Jehli

Der Traum

Ich stand auf der Schwelle meiner Haustüre. Es war Spätherbst, und der Abend beegnete der Nacht. Die Dunkelheit brütete ein Gewitter.

Du sagst ein Gewitter, ein Gewitter im Spätherbst.

Ja, einen Gewittersturm im Herbst, das kann es geben. Es gibt Unglaubliches. Und wie ich so meinen Blick in die Finsternis bohre, zuckt am nördlichen Horizont der erste Blitzstrahl. Nur ein Vaterunser lang, und das Unwetter ist da. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner.

Der Sturmwind reißt alles mit sich, was nicht am Stamm oder am Nagel hängt. Ich setze mich nieder auf die Schwelle, da ich fürchte, mitgerissen zu werden. Doch hält es mich fest; denn ein so furchtbares Bild bietet die Natur nicht alle Tage.

Der Regen schießt daher, und Hagelschlossen schnellen bis zu mir. Minutenlang hat der Sturm gedauert, dann hat er nachgelassen.

Ich aber fiel ins Sinnen, der Schlaf schloß mir allmählich die Augen, und ich träumte ein schreckliches Bild.

Vor meinen Augen marschieren auf weitem, offenem Feld unter Trommelschlag zwei Heere daher, das eine von links, das andere von rechts. Ein Büchenschuß weit von einander machen beide Heerhaufen Halt. Von links und von rechts tritt ein Feldkaplan in Uniform, den Degen an der Seite, vor die Front. Mit Stentorstimme ruft er das unübersehbare Heer an: «Soldaten, Kameraden! — Wir sind

vom Feinde in Notwehr versetzt. Das Vaterland hat uns zu den Waffen gerufen. Es erwartet, daß jeder seine Pflicht erfüllt.» Und indem er die Hand zum Segen erhebt, fällt der ganze Heerhaufen vor ihm auf die Knie, und er spricht: «Ego vos absolvo.» Der Feldkaplan tritt zurück, und nun beginnt der Kampf.

Die Feuerrohre knattern linker- und rechterhand. Geschütze donnern. Der Tod reitet die schrecklichen Stahlgeier in der Höhe, und der Himmel flammt. Die Luftungeheuer vernichten Städte, Mensch und Tier, alles, was Odem hat. Die Feinde linker- und rechterhand kennen keinen Stillstand. Alles ist gut, wenn es nur den Feind trifft. Glocken werden Feuerchlünde, Dome zu Festungen, Brücken werden in die Luft gesprengt. Was die Völker im Frieden miteinander eint und verbindet, wird zerstört, auch das ist dem Untergang geweiht. Das Ungewisse drängt zu einem entscheidenden Schlag. —

*

Die Schlacht ist vorbei. Bei den Siegern Jubel, Orgel- und Glockenklang, und ein Te-deum erschüttert den Dom.

Die Besiegten beschwören den Himmel um Beistand. Sühnopfer rauchen. Und hunderttausend heisere Stimmen flehn: «Vater, ich rufe dich, du Lenker der Schlachten, führe mich!»

Und das Heer dringt neuerdings auf den Sieger los. Geweiht sind ja die Fahnen, die Heiligen alarmiert, so muß es gelingen.

Allein, die Waffen werden allmählich stumpf. «Mars, schick uns den Schmied, daß

er sie spitze, schärfe! Moneta, leihe uns deinen Beutell!»

Der Hunger grinst herum im Lande. Aber zuerst kommt der Soldat. Die Merkurianer sind goldschwer, fort, in den Hades mit ihnen!

Was nützen uns Kranke und Greise und Kinder! Aber eine unnütze Last wirft man ab. In Giftöfen mit den Alten! Die Kinder werden zu Hunderten in einen weiten Pferch gejagt und niedergeknallt. Die öffentliche Stimme wird geknebelt, die geistige Freiheit erwürgt. Am Ende kämpft noch der Wahnsinn.

*

Und die Summe des Grauens? Dreißig Millionen der Unterwelt geopfert. Auf dem Kampffeld liegen in Haufen Arme, Beine und Köpfe vom Rumpfe getrennt, zerfetzt durcheinander. Am Feldweg, an einem Strauch, pendeln, vom Winde bewegt, Gedärme. Dreißig Millionen Krüppel wanken und hinken durchs verheerte Land. Hunderttausende irren umher und suchen ein Dach.

Wo ist Liebe, wo Erbarmen, wo Gerechtigkeit? Sind das die frommen Nazarener? An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Mensch, mit Gottessauch beschenkt, wo steuerst du hin?

O, ich gewahre Kranke und Greise in Gaskammern geschleppt und getrieben. Ich sehe Hunderte von unschuldigen Kindern von den rohen Schergen in den großen Pferch gejagt. Der Notschrei der Kleinen, ihre zitternden Bitten zerreißen mein Ohr: «Mutter! Mutter! O tut nicht! Ach, ich fürchte so sehr!»

Mir ist, das Haus stürze jetzt über mich zusammen. Mein Aufschrei schlug mich wach.

Miserere mei Deus!

Aber warum trägt das Stück oben keinen Titel? Findest du ein gebührend starkes Wort, um ein solch nie gehörtes Verbrechen zu verurteilen, so setze du es her!

Feierabend in der Alphütte

Der Oberalpsenn erzählte einmal folgende Geschichte: Es war Herbst geworden auf der

Alp. Das Vieh hatte die Weiden kahl gefressen. Nur einzelne Distelbüsche standen noch unberührt und sahen wie Warzen aus mit ihren grauen, flaumigen Köpfen.

Der Geißhirt und ich, der Hüttenbub, hatten unsere besondere Freude daran, mit unseren Stecken diese hochmütigen, gemiedenen und widerlichen Pflanzen zu köpfen.

Die Abende waren bereits empfindlich kühl, und wir lagerten uns zu fünft um das wärmende Herdfeuer. Die Älteren rauchten mit viel Umständlichkeit. Wir Jüngern hatten genug zu tun mit dem Schüren des Feuers und mit dem Anzünden der ausgehenden Tabakspfeifen. Wir bestürmten den sonst schweigsamen Großhirten Johann Georg, der, wenn er dazu aufgelegt war, gar schöne Geschichten zu erzählen wußte. So fing er denn einmal an:

«Vor zwanzig Jahren ungefähr — es ist zwar nichts für euch Buben —», er tat einen langen, ergiebigen Zug aus der buntbemalten Porzellanpfeife und fuhr mit ernster Miene fort: «Ja, so vor ungefähr zwanzig Jahren hat hier ein Schafhirt gelebt, so von meiner Statur und in meinem Alter.

Draußen, ganz am Ende des Staffels, wo es gegen das Tal geht und der Boden fast eben ist, nahe am Wasser, hatte ein Köhler, ein Italiener, sich eine kleine Holzhütte mit Rundholz gebaut und mit Baumrinde gedeckt. Das war ein Mann wie ein Turm so groß und so kräftig, mit schwarzem, rundem Vollbart und schwarzem, struppigem Haar. Eben so schwarz glänzten seine lebhaften Augen, deren Weiß um so auffälliger vom übrigen Gesicht abstach. Wenn er am rauchenden Kohlenmeiler stand, Gesicht und Kleider von Rauch und Kohle geschwärzt, da hätte niemand Lust verspürt, mit dem düstern Riesen anzubinden.

Eines Tages kam der Schafhirt wieder am Kohlenmeiler vorbei und riß die Augen weit auf. Eben war ein Mädchen bei der Hütte angekommen, schlank, blond, blühend wie ein Rosenstrauch. Der Schafhirt sah das anmutige Mädchen auf den Köhler zuschreiten, sah, wie der dem Mädchen den Finger reichte, als wage er kaum, es zu berühren, und sah, wie er es auf den schönen Mund küßte. ‚Herrgott‘,

dachte der Hirt, ‚kommen hier denn der Teufel und die heilige Jungfrau zusammen?‘

Tagsüber steht so einem Schäfer viel schöne Zeit zur Verfügung. So kam er denn oft zu dem Köhler und erfuhr, daß das junge, blühende Mädchen sein Töchterchen sei. Siebzehn Jahre mochte es zählen. Es trug das blonde Haar in schweren Zöpfen um die Stirn gewunden. Ihre blauen Augen glitzerten wie Sterne und Himmel zusammen, und der halboffene Mund mit den leicht vorgewölbten Lippen schien gleichsam jederzeit zum Küssen bereit zu sein. Ihr Sprechen und Singen ließen das Herz süß erschauern. Wenn der Schafhirt den finstern Vater und das herrliche Kind miteinander verglich, so mußte er unwillkürlich an Tag und Nacht, an Himmel und Hölle, Engel und Teufel denken.

Die Mutter des anmutigen Mädchens war früh gestorben. Um so leidenschaftlicher liebte und behütete es der Vater. Mit Habichtsaugen wachte er über seinem einzigen Kinde und unterstellte es mit der ganzen düsterwildten Glaubenskraft seiner Seele im Gebet dem Schutz des Himmels. Das Mädchen sorgte für sein Essen, wusch und half wohl auch zuweilen am Kohlenmeiler mit. Flink wie ein Reh, war es bald hier, bald dort tätig, wohin der Augenblick es rief. In der übrigen Zeit lebte es in den Tag hinein, fröhlich, sorglos und genügsam wie die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes.

Mitunter half der Schäfer dem Köhler beim Fällen eines Baumes, beim Holzspalten, beim Aufschichten des kegelförmigen Meilers. Er schaute zu, wie dieser angezündet und luftdicht mit Wasen und Erde abgeschlossen wurde. Das Mädchen hatte nur wenige Worte mit ihm sprechen können, da der Vater immer dabei war.

*

Ende Juli mag es gewesen sein, als er das Töchterchen einmal weit weg vom Vater an einer sonnigen Halde traf. Es glich einem Vogel, wenn es so munter hüpfend sprang, einem Schmetterling, wenn der Bergwind sein rotes Röcklein und die himmelblaue Schürze lustig

flattern ließ. Das Mädchen suchte Heidelbeeren. Es war gar nicht allzusehr erstaunt, als der junge Hirte plötzlich vor ihm auftauchte.

Nun pflückten sie zusammen die köstlichen Früchte der Heide. So kamen sie auf ein Plätzchen, wo sich's gut ruhen ließ und von wo man weit ins Tal hinabschauen konnte. Wie war es da oben schön an der sonnigen Halde! Ein Bergparadies, nicht weniger schön als Italiens Fluren oder Edens Garten. Wie sie so saßen, blieb so viel Raum zwischen ihnen, daß der Vater just noch hätte in ihrer Mitte sitzen können. Der Schäfer schien schüchtern und das Mädchen noch schüchterner zu sein. Doch wurde es allmählich zutraulicher und er stets vertraulicher. Sie steckten sich gegenseitig schwarze Heidelbeeren in den Mund. Niemand befand sich in ihrer Nähe. Sicherlich dachten sie nicht an Sünde. Aber die Schlange, die sich ja auch Adam und Eva im Paradies zu nähern gewußt hatte, weilte unsichtbar auch bei ihnen.

Von nun an trafen sie sich öfters. An einem Sonntag, nachmittags, saßen sie unten am Fluß bei dem großen Granitblock, hielten sich umfangen und küßten sich. Ein Schatten huschte vorüber. Plötzlich stand der Vater vor ihnen. Sie schossen auseinander. Auf seinem Gesicht war die große Enttäuschung zu lesen. Dann aber traf sie ein vernichtender Blick.

‚Du Schurke, du Teufel im Schafspelz, du elender Verführer!‘, schrie der Vater in Zorn und Qual. ‚Deswegen ist sie also nicht mehr wie früher! Deswegen ist sie bleich und unzufrieden geworden und mürrisch gegen den eigenen Vater. — Du Satan, das sollst du büßen!‘ Ein blankes Messer zückte dem Hirt entgegen. Blitzschnell aber riß das Mädchen ihn an sich. So traf der Stahl, der ihm das Herz durchbohren sollte, seinen Arm. Laut schrie das Mädchen auf: ‚Vater, Giorgio ist nicht schlecht! Er läßt mich nicht im Stich! — Töte ihn nicht!‘

Der Wütende, Schwergekränkte hielt inne. Wie aus einer Erstarrung erwachend, zog sich der Hirte den Dolch aus dem Oberarm. Ein Strahl hellen Blutes schoß aus der Wunde hervor, die ihm das zitternde Mädchen mit seinem bunten Kopftuch verband.

Lange nachher hatte sich der Schäfer nicht mehr in die Nähe des Kohlenmeilers gewagt, bis er an einem schwülen Septembertag seine Herde unweit davon vorbei trieb, um sie vor dem drohenden Unwetter noch unter Dach zu bringen. Der erste Windstoß rüttelte die Arven aus dem Schlaf. Sie stöhnten und knarrten bei der Wucht des Sturmes. Bald fiel der Regen in Strömen. Ein Blitzstrahl, ein Donnerknall, die umkreisenden Berge widerhallten nacheinander. Die nahen, grauen Felsen schienen zu bersten. Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Ein dumpfer Fall folgte auf den Donnerschlag, und ein markerschütternder Schrei gellte dem Hirten in die Ohren. Er eilte so schnell die Füße ihn trugen, auf die Köhlerhütte zu. Wenige Schritte davon entfernt lag ein Baum am Boden und unter diesem — der Kohlenbrenner. Das Mädchen kniete in ohnmächtiger Verzweiflung daneben und rang die Hände. Schon hatte der Hirte Axt und Säge herbeigeholt, und es gelang ihm in fiebernder Hast, den Verunglückten von der zermalmen- den Last zu befreien. Doch umsonst. Der schwere Mann war ein Sterbender, der sich kaum mehr rührte. ‚Santissima Madonna!‘ Der Hirt mußte das Mädchen mit beiden Armen stützen. Es schien dem Hinsinken nahe. —

Da schlug der Vater die Augen auf. Er erkannte die beiden. Seine Brust hob sich gewaltig. Er wollte sprechen. Endlich kam es in abgebrochenen Lauten von seinen Lippen: ‚Giorgio — schütze mein Kind — meine Margherita!‘

Der Bursche vermochte vor Erregung nicht zu antworten. Er preßte nur das Mädchen fest an seine Brust und drückte die zuckende Hand des Sterbenden. Ein friedliches, unendlich glückliches Lächeln huschte über die erbleichenden Züge des Vaters, und ein dankbarer Blick traf die tief Erschütterten. Dann schlossen sich die dunklen Augen. Noch zwei, drei schwere, jäh abbrechende Atemzüge, und der Köhler hatte ausgelitten.

Das Gewitter war vorüber. Ein frischer, erquickender Lufthauch fuhr durch die dunklen Arven, als schwebte der Allmächtige veröhnend über die Wipfel dahin. — Auf dem

Platz, wo der Vater gestorben ist, steht jetzt ein Holzkreuz.

Am nächsten Tag darauf war Alpentladung. Es war ein trostlos trauriger Tag. Grauer, dichter Nebel lag auf der Alp. Vierzehn Tage hatte der Schafhirt noch zu hüten. Der Zusenn ist für den Giorgio oben bei den Schafen geblieben; denn der Schäfer gehörte heute an die Seite der verwaisten Margherita. Den Toten hatten sie auf den ersten Schlitten geladen und sorgsam zugehüllt. Einen Kranz von jungen Arvenzweigen, den Margherita und der Hirte geflochten, hatten sie auf die Decke gelegt. Hand in Hand schritten die zwei jungen Menschen hinter dem Schlitten her. Ihnen folgte eine lange Karawane von molkenbeladenen Schlitten, von Menschen und Vieh langsam den Berg hinab. Wahrlich, ein seltsamer Leichenzug.

Später hat Giorgio, der Schafhirt, die Margherita zur Frau genommen. Sie haben liebe Kinder.»

Hier hat der Großhirt abgebrochen. Wir waren erschüttert. Das Feuer im Herd war erloschen, und die Pfeifen brannten nicht mehr.

Kurz nachher sah ich, wie der Großhirt im Milch Keller eine Gebse vom Gestell herunterlangte. Und da gewahrte ich an seinem linken Oberarm eine breite, rote Narbe. Jetzt wußte ich, daß Johann Georg der Schafhirt gewesen war, der um Margheritens willen den Stich empfangen hatte. So endete die Geschichte, die der Oberalpsenn erzählt hat.

Humor unter der Kutte

«Es war am Vorabend des Festes Mariä Geburt», begann der Bauer. «Sie haben wohl vom Wallfahrtskirchlein hoch am Berg gehört? — Meine Frau und ich waren auch dort. Die Sonne war untergegangen. Sofort wird es oben empfindlich kühl, und um diese Abendstunde setzt von Norden her die Bise ein. Die Leute knöpfen ihre Röcke zu und ziehen die Kragen hoch. Die müdgelaufenen Pilger standen in Gruppen um das Kirchlein und blickten ins

Tal oder saßen auf der Brustwehrmauer davor. Andere lagerten sich auf dem herbstlich verblaßten Rasen in der Nähe.

Jetzt näherte sich vom Hange des Schwarzberges her jemand. Man hätte leicht vermutet, es wäre eine Frauensperson. Allein, der energische Schritt und die schwere Bürde auf den Achseln schienen nicht recht dazu passen zu wollen. Auf einmal riefen mehrere Stimmen zugleich: ‚Pater Alexander kommt!‘

Pater Alexander pastorierte eine Gemeinde im Tal unten und war zugleich Wallfahrtspriester hier oben. Es war gerade an diesem Tag die Hochjagd eröffnet worden. Pater Alexander mußte bereits seine Beute gemacht haben. Den Einheimischen war das Erscheinen des Kapuziners nichts Neues. Aber den weither gepilgerten Leuten machte der jetzt ankommende Jäger doch Aufsehen. Der Geistliche ward von allen Seiten herzlich begrüßt. Er erwiderte den Gruß, so gut es unter der Last anging, mit gutmütigem Lächeln.

Der mittelgroße, vielleicht fünfzigjährige Mönch schritt auf das der Kirche angebaute Pilgerhaus zu. Dort lehnte er seinen Jagdstutzen neben der Türe an die Wand, hob den erbeuteten Gamsbock von den Schultern über den Kopf und warf ihn auf die Holzbank. ‚So‘, schmunzelte er höchst vergnügt, ‚für morgen hätten wir Fleisch in der Suppe.‘ Er packte den Strick, mit dem er die Vorder- und Hinterbeine des Gamsbockes zusammengebunden, mit der linken Hand, ergriff mit der Rechten den Stutzen und trat ins Haus. Jetzt fielen uns an der rotbraunen Kapuze einige dunklere Flecken auf. — Nach wenigen Augenblicken erschien der Pater schon in der Kirche, um der Pilger Beichte abzuhören.

Ich unterhielt mich mit einem Pfarrkind des Paters vom Dorf unten. Der ältere Mann, gesprächig wie er war, berichtete mir verschiedenes über seinen jagdfreudigen Pfarrer. Pater Alexander sei ein seelenguter Mensch und ein Muster eines Seelsorgers. Allein, er sei ein leidenschaftlicher Jäger. Die andern Nimrode hätten ihn auf dem Strich.

Später erfuhr ich noch mehr von diesem originellen Mönch. Manches ist so urecht,

eigenartig und ergötzlich zugleich, daß man es nicht vergessen kann.

‚Einmal bei geschlossener Jagd‘, fuhr der Bauer weiter, ‚hatte Pater Alexander im Walde am Nordhang des Schwarzberges einen Hirsch abgeschossen. Noch war es früh am Tage, die Beute zu schwer für die Achseln, der Weg zu weit. Also versteckt der Wilderer den Hirsch. Dann macht er sich auf den Heimweg.‘

Abends, nach dem Rosenkranz, der täglichen Andacht in der Kirche, zieht er in der Sakristei den Meßner am Rock: ‚Balthasar!‘

‚Ja.‘

‚Erweise mir einen Dienst.‘

‚Ja gern, wenn ich kann‘, lautete die Antwort.

‚Gut. Nimm den Zweiräder, spann die Heimkuh an den Wagen und geh hinauf, wenn es finster ist. Da und da habe ich einen Hirsch liegen. Den mußst du heimschaffen. Verstanden? Ich werde wahrscheinlich schon vor dir oben sein.‘

Der Meßner, wohl müde von der Feldarbeit, nickte nicht gerade sehr erbaut. Aber gesagt, getan.

Pater Alexander befand sich wirklich vor dem Meßner und dessen Gefährt auf dem Weg. Bevor er aber zur Stelle war, setzte er sich hinter einer Tanne, einige Schritte abseits vom Wege, und wartete auf den nicht sehr gutgelauten Kirchendiener, im behaglichen Gefühl der Dinge, die da kommen sollten.

Richtig, nach einer Weile vernahm er Rädergeknarr. An dieser Stelle ist der Weg schmal und steil, wie der Pfad zum Paradies, aber leider war der Himmel überzogen, die Nacht dunkel, und der Wald macht sie nicht heller. Pater Alexander vernahm den Balthasar knurren, hörte dessen verbissene Flüche und sogar ein Keuchen. Die Kuh wollte ihm nicht recht folgen und jeden Schritt ruhen. ‚Komm jetzt!‘ mahnte er seine Braune. ‚Wir müssen doch hinauf und dem entarteten Priester aus der Patsche helfen. — Himmel, ist das ein Geistlicher, ein Apostel! Ein heiterer Hirte das! Statt seine Schafe zu hüten, wie es einem Seelenhirten geziemt, macht er zu verbotener Zeit Hetze auf das arglose Wild wie ein Jagdhund.‘

— Komm meine gute Braune! — Und unser-einer sollte sich fremder Sünden schuldig machen. — Komm, komm! Derart mißbratene Menschen wollen einem den Weg zum Himmel weisen.' — Er räusperte sich gewaltig. ‚Komm doch einmal nach! — Ein wenig recht hast du schon, wenn du dich weigerst. Der Teufel soll so einen Menschen samt der Kutte holen. — Will's Gott, müßte unsereiner nicht als armer Teufel noch um das bißchen Meßnerlohn froh sein, ich würde keinen Augenblick zögern, den frechen Frevler dem Wildhüter anzuzeigen.'

Pater Alexander platzte schier vor Vergnügen hinter der Tanne, erhob sich ungesehen und ungehört und schlug eine Abkürzung ein.

Als der Kirchendiener endlich zur Stelle kam, blitzte eine Taschenlampe auf. Der Pfarrer saß neben dem erbeuteten Hirsch.

‚So, da wärest du endlich', empfing der Pater den Meßner, dem der Atem stockte. ‚Schau nur her — ein Zwölfender, ein Prachtstier!'

‚Hm! — Jetzt leuchtet doch ein Licht in der ägyptischen Finsternis, knurrte der andere statt aller Antwort.

‚Sieh ihn dir doch an, du Brummbär! — Ha, du bekommst ja auch einen Stotzen davon, mein Lieber. Das gibt ein Essen!'

Da schmunzelte der geplagte Hungerbauer doch. Das Aufladen gab noch einige Mühe. Aber die beiden Männer im Dienste der Kirche lächelten einander zufrieden an. ‚Nun, gehen wir, mein guter Balthasar', sagte Pater Alexander und reichte der Kuh eine Handvoll von dem Salz, das er stets in seiner weiten Kuttentasche zur Anlockung furchtsamer und flüchtiger Wiederkäuer mit sich trug. ‚Nur noch ein Weilchen Geduld. Jetzt geht es bergab, und da helfen alle Heiligen.'

«Ist der Frevel gelungen?» fragten wir neugierig.

«Gewiß», erwiderte der Bauer, und seine Frau bestätigte es lachend.

«Ist Pater Alexander nie vom Wildhüter auf verbotenen Pfaden ertappt worden?» wunderte ich weiter.

«Doch, doch. Einmal oder das andere tappt auch der Kühnste in die Falle. Auch unser

Pater Alexander ist schon erwischt worden. Allein, das hat ihn nicht von seiner Leidenschaft zu kurieren vermocht. Er jagt und wildert wie ehemals. Er ist bloß vorsichtiger geworden.»

Der Bauer gab seiner Pfeife Feuer und erzählte weiter. «Kommt einmal sein Superior — in unserer Gegend pastorierten früher mehr Kapuziner als Weltgeistliche —, auch einer unserer Landschaft und aus dem nämlichen Teig geknetet wie Pater Alexander, ins Pfarrhaus.

‚Pater Superior', stotterte verlegen die nicht mehr junge Haushälterin, ‚Pater Alexander ist leider nicht daheim.'

Der armen Magd fährt das Blut ins Runzelgesicht. Sie legt bittend den Zeigefinger auf den Mund und lispelt, indem sie nach dem Schwarzberg deutet: ‚Er ist da hinauf jagen gegangen.'

‚Hm! — Flausen. Ihr irrt euch, Lisabeth. Die Jagd ist gegenwärtig geschlossen.'

Das ängstliche Weib seufzt: ‚Oh, ich weiß es wohl. Aber er hört auf keine Ermahnungen. Alles ist in den Wind geredet.'

‚Abah, das glaubt ihr nur, gute Elisabeth. Er wird Edelweiß holen.'

Die alte Pfarrmagd weiß es besser, und sie schüttelt den ergrauten Kopf: ‚Es liegt ihm im Blut. Da ist nichts zu machen', behauptet sie entschieden.

‚Dummheiten!' lächelt der robuste Superior. — ‚Nun, so geht man halt weiter und kommt ein andermal. Lebt wohl, Lisbeth.' Und der Pater Superior geht. Er eilt jetzt, sobald er außer Gesichtskreis der besorgten Haushälterin ist, stracks nach dem Hause des Wildhüters, der damals im selben Dorfe wohnte. Derselbe langte soeben vom Felde mit einem Heufuder zu Hause an: ‚Oh, Pater Superior! — Willkommen!'

Der Pater Superior redete mit halber Stimme, jedoch sehr ernst: ‚Pater Alexander, der Pfarrer, ist oben am Schwarzberg wildern. Hm, das geht doch nicht. Ihr solltet ihm das Handwerk legen.'

Der Wildhüter verlor kein Worte, spannte den Ochsen vom Wagen los, warf seinem Weib das Leitseil zu, sprang ins Haus, holte Martini-

stutzer und Fernrohr und stapfte gegen den Schwarzberg hinauf. Am Fuße des Berges, wo er sich in Schründen und Schluchten spaltet, der Wald aufhört und das nackte Gestein angeht, hielt er Umschau, spiegelte links und rechts rundumundum das Gebirge ab und spähte.

Aber Pater Alexander hatte den Verfolger schon entdeckt, schlug einen Umweg ein und stürzte, was die Beine hielten, bergab. Atemlos trat er endlich in die Pfarrstube.

Der Wildhüter, der den verwegenen Wilddieb zu erwischen gehofft hatte, konnte noch lange umsonst auf ihn warten.

Anderntags traf eine Postkarte bei Pater Alexander ein. Sie kam aus der Nachbarschaft, vom Pater Superior. Darauf stand zu lesen: ‚Ich bin gestern im Pfarrhaus gewesen. Du warst aber nicht daheim. Aber wir werden uns ein andermal treffen. Wie ist übrigens gestern die Jagd ausgefallen? Hoffentlich ist sie nicht per Dominum nostrum gewesen. Nein, umsonst, das wäre ärgerlich. Grüßend Pater Superior.‘

Pater Alexander vermutete mit Recht einen Streich seines boshafteu Vorgesetzten dahinter. Und das hat er nie so recht vergessen können.

Der Kapuzinersuperior war schon ein alter, erfahrener Mann und kannte seine Landsleute. Den jungen Seelsorgern spielte er bisweilen böS mit. Allein, der Schalk wußte so, auf diesem Wege der Ironie und des derben Humors, ihnen manche wertvolle Lehre für die Pastoration beizubringen. Hören Sie nur weiter.

In einer Gemeinde des Obertales amtete ein noch junger, eifriger Weltpriester. Der wettete von der Kanzel auf seine Pfarrkinder besonders gegen das Tanzen und andere lär-

mende und lustige Anlässe. Dies kam dem Pater Superior zu Ohren. Per Bacco!

Kurz vor dem Kirchfest dieser Pfarrei war wieder bei Anlaß einer Hochzeit die ganze Nacht hindurch fest getantz und gezecht worden. Bald darnach folgte ein anderer Feiertag, und ich weiß nicht mehr recht, hatte der Pfarrer den Superior zum Predigen eingeladen oder hatte sich dieser dazu angeboten, basta, Pater Superior stand am Feste dort auf der Kanzel. Und wenn der predigte, bestand keine Gefahr, daß die Bauern beim Vortrag einschlafen würden.

Am Schluß der Predigt fragte der Pater Superior fast unvermittelt und ernsthaft: ‚Und was ist wieder kürzlich in Lustikon los gewesen, meine lieben Christen? Habt ihr neuerdings getantz, gewalziert, gepolkat und masurkat, daß die Dielen gekracht haben? — Ihr gottverlassenen Sackerlotter!‘ — Hier machte er eine lange Pause. — ‚Schön das!‘ Dann in anderem Tone: ‚Nun, so tanz nur drauflos. Tanzen ist gesund. Das gibt allemal Leben in der Eintönigkeit des Dorfes. Das rüttelt die Gemüter angenehm auf, verleiht den Gliedern Elastizität, fördert die Freundschaft und gutes Einvernehmen. Und fröhliche Gesichter sind dem Herrn lieber als scheinheilige Sauertöpfe. Also, nur immer getantz, meine Lieben. Amen.‘

Während der Superior dies zum höchsten Vergnügen der Lustikoner, Jungen und nicht minder der Alten, vorgetragen hatte, war der junge Pfarrer in seinem Chorstuhl gesessen, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und hatte kaum gewagt, aufzusehen. Die Lustikoner aber haben die Worte des greisen Kapuziners behalten und tanzen weiter. Sie haben es von jeher gut gekonnt, und es besteht durchaus keine Gefahr, daß sie es jemals verlernen könnten.» — —